

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 7

Artikel: Jakob Stutz (1801-1877) [Fortsetzung folgt]
Autor: Gachnang, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jakob Stutz. (1801—1877.)

Ein Lebens- und Zeitbild aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts von
Konrad Gachnang.

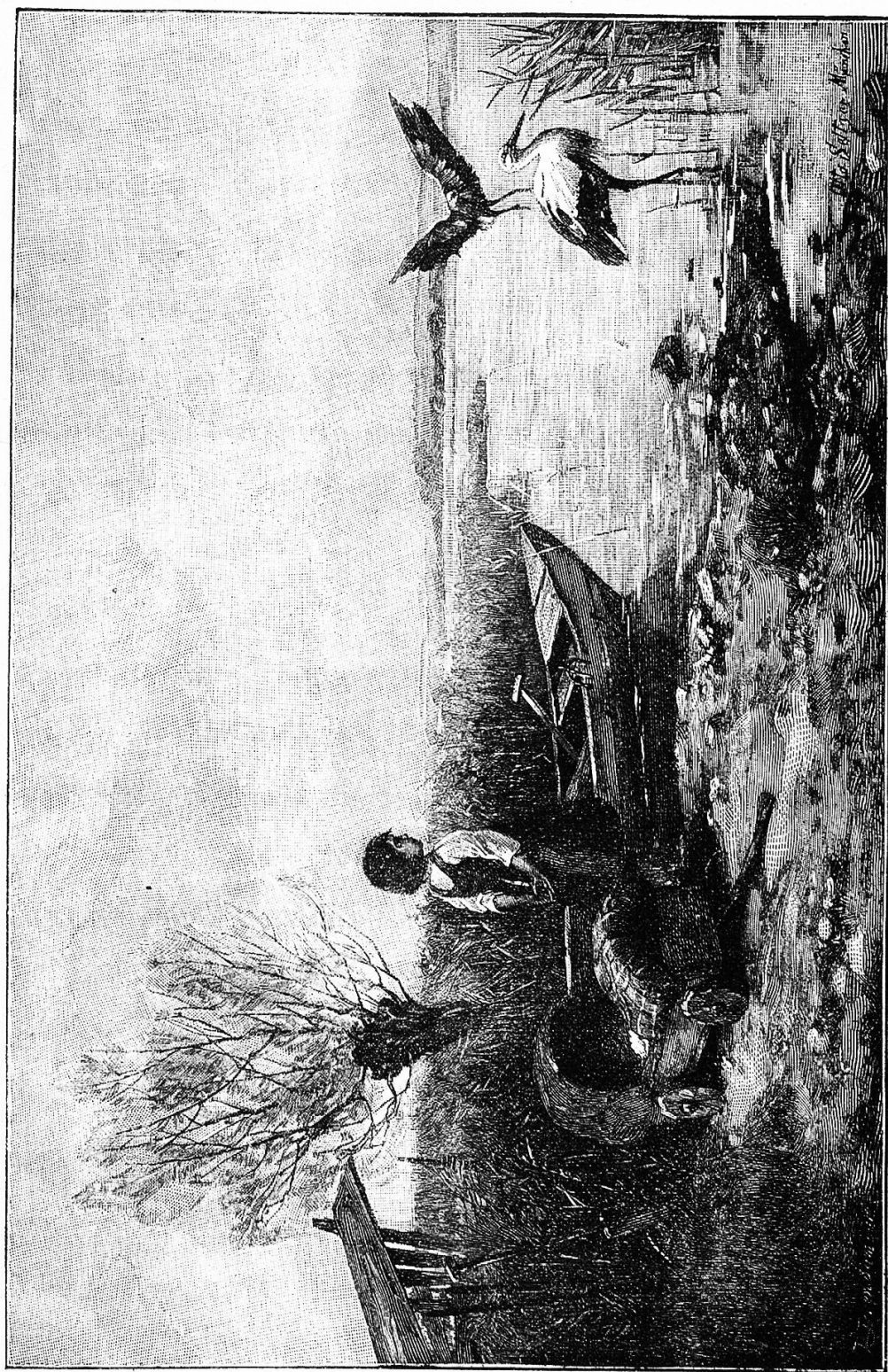
Chränzli vo Bluemen us Wiesen und Feld,
Rösli vo Hägen im Wald!
Chränzli, de machst mer so wohl und so weh;
Hän i mi Lebzig ke süberers gsch!
Blueme vo heime sind drin.

Dies ist die erste Strophe des Gedichtes „Blumen aus der Heimat“, von J. Stutz, das im Verein mit dem Kinderlied „D'Störchli“ von Johann Martin Usteri wohl das schönste Erzeugnis auf dem Gebiete der zürcherischen Dialektdichtung ist. Beide Gedichte sind der Ausfluß sinniger Naturbetrachtung, und der Rhythmus und Wohlklang, die denselben innewohnen, sind so anmutig, daß man gar nicht glauben sollte, es seien Produkte unserer hart und spröde genannten Mundart.

Die „Blumen aus der Heimat“ verdanken ihr Dasein einem Kränzchen aus Feld- und Waldblumen, das Ende der Zwanzigerjahre von Stutzens Schwestern geflochten wurde. Damals war er Lehrgehilfe an der Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich, und die Schwestern schickten ihm durch den Boten einen Korb voll Kirschchen, auf dem jenes Kränzchen lag, als Angebinde zum Namenstag. Zu jener Zeit war die Namenstagsfeier bei der Landbevölkerung des Kantons Zürich allgemein üblich und zwar aus dem triftigen Grunde, weil vielen Leuten das Geburtsdatum eine unbekannte Größe, der Namenstag jedoch im Kalender zu finden war.

Jakob Stutz wurde am Tag nach Konradi, also am 27. November 1801 in dem Dörfchen Ifikon, das zu Hittnau im Zürcher Oberlande kirchgenössig ist, geboren. Er hat seinen Lebenslauf bis zum fünfzigsten Jahre in einem Buche „Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben“ ausführlich geschildert, und die Zitate, die wir in der Folge bringen werden, sind alle diesem Buche entnommen. So berichtet es über den Vater unseres Volksdichters:

„Der Vater war von mittlerer Statur, gesund und kräftig. Er hatte ein blühendes Aussehen. Trotzdem war er in sich gefehrt und selten gesprächig. Ich glaube nicht, daß ich ihn zehnmal habe lachen sehen, erinnere mich aber auch nicht, daß er jemals sehr heftig und zornig gewesen wäre.“ Dieser Mann ist also keineswegs ein Typus des damaligen Zürcher Oberländers; denn der war stets aufgeräumt, redselig, leicht erregbar, sehr musikalisch und bis zu einem gewissen Grade leichtsinnig.



Frühlingsboten. Nach dem Gemälde von Otto Seltzer.

„Die Mutter hingegen war gesprächig, freundlich und leutselig mit jedermann. Ihr Aeußeres war angenehm, ihre Gesichtszüge gemüthlich und sanft. Ihr blaßes Angesicht und der wehmuthsvolle Blick verrieten inneres Leiden“.

Einen ähnlichen Eindruck machte auch ihr Sohn Jakob, den wir in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahre kennen lernten; nur schaute er nicht melancholisch, sondern sentimental in die Welt hinein. Der Eindruck seines empfindsamen Wesens wurde noch durch die hohe, singende, fast weiblich klingende Stimme in hohem Maße verstärkt. Er selbst machte auch nie ein Hehl daraus, daß er ein mehr weibliches als männliches Naturell besaß. So schildert er die Gefühle beim Anziehen der ersten Hosen im sechsten oder siebenten Altersjahre mit folgenden Worten:

„Wie sich sonst alle Knaben in ihrem ersten männlichen Kleide groß, stolz und vornehm dünken, war bei mir das gerade Gegenteil der Fall. Es wurde mir so bang und schwer, und es schämte mich so sehr, daß ich die Mutter um Gotteswillen bat, mir die Hosen wieder aus-zuziehen und den Kittel anzulegen. Denn ich wollte und mochte kein Knabe sein, sondern ein Mädchen. Erst nach langer Zeit, als der Kittel gänzlich zerrissen war, und man mir keinen andern anschaffen wollte, mußte ich mich, so sehr ich weinen und mich dagegen sperren mochte, doch zu den Hosen bequemen. Aber so oft es geschehen konnte, zog ich Kleider von meinen Schwestern an. — Am Soldatenspiel, Waffen und dergleichen hatte ich nicht die geringste Freude. Immer zog es mich zu den Spiel-gesellschaften der Mädchen hin, wo ich meistens Szenen aus dem häus-lichen Leben mit ihnen aufführte, wobei ich stets die Rolle der Mutter übernahm. Ein zweiter Grund, warum ich kein Knabe sein mochte, war auch der, daß ich gehört hatte, jeder Knabe, wenn er einmal groß sei, müsse Soldat werden. Ich fürchtete jedoch die Soldaten, und wenn ich von Krieg hörte, standen mir die Haare zu Berge. Wohl sah ich die blauen Monturen, die Säbel und Flinten gerne; aber dennoch erweckten sie Grauen und Abscheu in mir, indem ich dachte, das sei alles nur dazu da, um Menschen zu morden“.

Neben der täglichen Beschäftigung traten im Familienleben besonders die religiösen Dinge in den Vordergrund. Die Geistlichen predigten da-mals mehr über den Satan als vom Herrgott, und so wurde auch unser Jakob frühzeitig mit dem „verneinenden Prinzip“ in der Welt bekannt gemacht.

Die Furcht vor Hölle und Teufel verhinderte aber keineswegs, daß von den paar hundert Baumwollspinnern und Webern, die Jakobs Vater

beschäftigte, die meisten Betrüger und Diebe waren. Nur die Separatisten (Angehörige einer besonderen Sekte) arbeiteten treu und redlich.

Ueber die erste Vorstellung von Gott, die sich Jakob machte, erfahren wir folgendes: „Es war zur Zeit der Ernte. Ich ging an der Hand meines Vaters hinaus auf das Feld und schaute vergnüglich zu, wie die Schnitter unter Lachen und Scherzen so eifrig das Getreide sammelten und in Garben banden. Auf einmal rief mir der Vater und zeigte mit dem Finger nach der nahen Straße hinunter. Und siehe, aus dem Hohlweg trat ein alter, fremder Herr mit blühend rotem Angesicht, schnee-weißen Haaren, schwarzem, rundem Hut, einem dunkeln Ueberrock, gelben, kurzen Hosen, glänzenden Stiefeln und einem Stöcklein unterm Arm. Er zog den Hut gegen uns; der Vater lüpfte weidlich die Pelzkappe und die männlichen Schnitter ihre Strohhüte. Hierbei kam es mir vor, als ob alle so ernst und traurig aussehen, und gleich dachte ich: Das ist gewiß der Herrgott. Es war der erste, städtisch gekleidete Herr, der mir in meinem Leben zu Gesichte kam. Es blieb dabei, ich glaubte, er sei der Herrgott, konnte aber meine Gedanken niemandem offenbaren.“

„Von diesem Augenblick an sah ich jedesmal, wenn ich betete, Gott in solcher Gestalt und Kleidung. Wenn mich aber die Mutter ermahnte, ich müsse Gott recht lieb haben, denn er gebe mir sehr viel Gutes, konnte ich zu meinem Gott gar keine Liebe fühlen, weil er mir damals ja nichts gegeben hatte. Ja, wenn er mir Zucker oder „Tirggeli“ gegeben hätte, dann wäre er mir schon lieb geworden.“

Frühzeitig regte sich bei dem Knaben die Freude an der Natur und ihrer Schönheit. Das kindliche Vergnügen und das sonnige Wohlbehagen, das bei der Schilderung dieser Naturfreuden zu tage tritt, überträgt sich auch auf das Gemüt des Lesers, wenn ihm gesagt wird: „Ich erinnere mich, wie der Frühling mit seinem Sonnenschein, den tausend Blumen und Blüten, dem Gesang der Vögel, dem Ruf des Guggu und allem, was er uns bringt, mein Herz bis zum Himmel erfreuen konnte. Wie ich vor lauter Lust und Wonne mich in Gras und Blumen unseres Baumgartens herumwälzte und mich über die Hügel hinunterrollte. Wie ich in meinem Manchesterkittlein von einem Baum zum andern sprang und dabei aus voller Kehle sang:

„Wie lachet der Himmel
Wie glänzet die Erden,
Wie freuet sich alles,
Wenn's Sommer will werden!“

Dieses Lied, glaubt Jakob Stutz, habe er von dem alten Harfner aus dem Glarnerland gelernt, der alle Jahre um die Fastenzeit ins

Dörfchen kam. Möglicherweise war aber der allbekannte Schönenberger (aus Schönenberg im Kanton Zürich) „Neujahrsgieger“ sein Lehrmeister gewesen. Die Nasenspitze dieses seltsamen Mannes war so lang, daß er sie mit der heraufgezogenen Unterlippe erlangen konnte. Von entsprechender Länge waren auch seine Rockschöße; in der Tasche des einen barg er seine Geige, und die andere diente ihm als Vorratskammer für die Viktualien, die ihm als Gegenwert für seine musikalischen Darbietungen gegeben wurden. Bemerkenswert ist die Art, wie damals beim Singen akzentuiert und gesprochen wurde; der Schönenberger Neujahrsgieger brachte die obigen vier Zeilen in folgender Weise zum Vortrag:

Wihi lachätt däri Himmäll,
Wiä glänzitt die Eridi!
Wihi freuätt sich alläs,
Wänn's Summäri willi wäridi!

Ueber den Schulbesuch Jakobs läßt sich berichten, daß er das Wenige, was eine Landschule damals bot, bald gelernt hatte, so daß die Arbeiter seines Vaters oft zu letzterem sagten: „Ja, der Bub gibt halt einmal einen „Herr“ (Pfarrer); er kann ja bald zehnmal mehr als der Schulmeister“. Weniger erbaulich ist die Schilderung der Unreinlichkeit der Schulkinder. Von Waschen und Kämmen war keine Rede; auch war keines im Besitze eines Taschentuches; dazu kommen die unsauberen, von Schorf bedeckten Köpfe — ein trauriges Bild der guten alten Zeit!

Das Wort, daß er noch ein „Herr“ werde, ging dem kleinen Jakob gewaltig im Kopf herum. Er baute aus Scheitern und Zaunstäben eine Kirche, setzte einen Bienenkorb statt des Türmchens aufs Dach und hing statt der Glocken eine Schelle darin auf. Schwester Lise war der Sigrift und Jakob, wie begreiflich, der Pfarrer. Hatte er eine Anzahl Kinder beisammen, wurde Gottesdienst gehalten, wobei er alle Lieder und Gebetlein, die er kannte, aus vollem Halse herschrie. Natürlich gab's auch Hochzeiten, Kindstausen und Begräbnisse.

In der Schule mußte Jakob Tag für Tag immer das nämliche schreiben und lesen, was ihm unsäglich verleidete. Da stellte er sich eines Tages krank, legte sich auf den Ofen und zog die Vorhänge. Niemand beachtete seine Klage. Da ward ihm das Glück zu teil, daß ein Guckkastenmann hereintrat, der in seinem Kasten die ganze Welt und vierundzwanzig Städte zeigte. Zu diesen gehörten „Bareis“, Mailand und Bergamo, wie wir's auch noch in den Fünfzigerjahren zu sehen bekamen.

In den einförmigen Tagen des Schulbesuches erschien unserm Jakob die Schwesternschulfeier wie eine Oase in der Wüste. Der Wettseifer, der damals schon die Kinder beseele, ja nicht zu spät zur Schule zu kommen,

damit man nicht den „Schwester“ abgebe, war ein köstliches Vorspiel für den festlichen Vormittag, an dem der Schulmeister jedes der Kinder mit einem „Eierwegglein“ als „Helfeten“ (Gabe zum neuen Jahr) beschenkte. „Wie war uns dies ein entzückender Gedanke, und wie freuten wir uns, dessen versichert zu sein, daß der Schulmeister von seiner Rute am letzten Jahresmorgen gewiß keinen Gebrauch machen, sondern sie im Frieden ruhen lassen werde. Und ohnedies war sein heiteres, aufgeräumtes Angesicht uns Bürge genug, daß heute alles friedlich und fröhlich ablaufen werde. Das machte denn auch, daß wir das Lernen gänzlich vergaßen. Da rief keiner: „Schuelmeister, *) chumm, säg mer au de Name!“ Oder: „Das und das hät mi g'stupft, a'gspeuzt“ (angespuckt) u. s. w. Nein, wir waren die friedlichsten und fröhlichsten Leutchen und hatten einander recht lieb.“

Weniger erbaulich klingt, was uns über die Fastnachtfreuden berichtet wird. Unser Volksdichter erzählt, wie zu jener Zeit ein benachbarter Schulmeister eine Schulreise auf's Hörnli machen wollte und wie die Eltern sich dagegen auflehnten und geberdeten, als ob das ein Verbrechen wäre. „Dagegen“, fährt er fort, „wurde für weit angemessener gehalten, wenn sich die jungen Leute am Hirsmonatag (Fastnacht) recht wüßt und scheußlich verkleideten und sich eben so wüßt betrogen“.

„Am Abend des obigen Tages versammelten sich Erwachsene und Kinder zu einer „Lichtstubeten“, die in irgend einem Haus abgehalten wurde, wobei jeder einen Schilling (6 Rappen) als Eintritt bezahlen mußte. Soll ich von all den wüsten, unsittlichen Spielen und Pfänd-erlösungen erzählen, an denen man sich bis nach Mitternacht belustigte? Nein, mir graut davor und mir graut vor dem Unverstand gar vieler aus jener Zeit, welche jene Freuden jetzt (in den Fünfzigerjahren) noch loben und es für närrisch halten, wenn heutzutage ein Lehrer der Jugend bessere und sittliche Spiele bringen will und zeigen möchte, wie junge Leute sich auf angemessene und schuldblose Weise freuen könnten. Mit großer Freude begrüßte ich seinerzeit die Jugendfeste von Pfarrer Sprüngli (in Thalwil am Zürichsee). Wahrlich, ich mußte sie so hoch schätzen wie das beste Schulbuch!“

Im Jahr 1810 oder 1811 hieß es auf einmal, die alten „Namenbüchlein“, „Lehrmeister“, „Zeugnisse“ und Psalmenbücher müssen aus der Schule weggeschafft und ganz andere Schulbücher eingeführt werden; auch müssen von nun an nicht bloß die Buben, sondern auch die „Meitli“ schreiben lernen; ebenso müsse die Besoldung der Schulmeister erhöht werden.

*) Eigentlich riefen die Kinder: „Schuemeister!“

„Da predigten die Leute einander auf allen Gassen und von allen Dächern herab Religionsgefahr, Krieg, Teuerung und Pestilenz, und die Faulpelzen und die Niederlichen hatten das Maul am meisten offen. In den drei „Namenbüchlein“ stehen nichts als Schimpfnamen und alle Lästerworte, welche der Teufel in der Hölle unten nur habe erfinden können. Da heiße es Frösche, Flöhe, Hund, Katz, Maus u. s. w. Das Gottloseste darin sei aber denn doch das, daß es darin heiße: Kinder dürfen auch spielen. Es soll ihnen also erlaubt sein, das Kartenspiel zu gebrauchen und an Leib und Seele zu verderben. — Ach, und diese Namenbüchlein wollte man in den Dreißigerjahren so ungern fahren lassen, so ungern man sie vorher angenommen.

Ferner war Klage und Jammer, daß die Kinder ganz anders lesen als früher, man wisse nicht, reden sie thurgauisch oder türkisch: „Sein, statt fin, leben statt läbe, Gnade statt Gnode, Amen statt Dmen u. s. w.“ Aber das alles trage den Herren Schulmeistern brav Geld ein. Nun werden sie erst den Kopf recht hoch tragen und zaunsteckengerad in die Kirche hineinspazieren, wenn da einer seine fünf bis sechs Dublonen jährliche Besoldung habe. Nun werden sie keine silbernen Schuhringe mehr tragen, es werden goldene sein müssen. Es wolle ja schon keiner mehr einen Nebelspalter aufsetzen, sondern runde Hüte wollen sie haben. So schimpfte man anno 1811. — Doch was kam bei dieser Schulverbesserung heraus! Wir lernten die Buchstaben schöner schreiben und die Wörter deutlicher aussprechen; aber keines wußte, was es las und keines, was es schrieb, und doch wurde sehr viel Mühe auf beides verwendet. Bisweilen wurde aus dem Testament abgefragt, aber nur so, daß wir die Antwort im Buche selbst lesen konnten und also weiter nichts zu denken hatten.“

Es wurde übrigens auch in anderer Weise chateaufirt und zwar auf eine recht drollige Art, wie das folgende Beispiel zeigt. Ein Schulmeister fragt eine Schülerin: „Kägeli, was ist das Läben?“ R. gibt keine Antwort. Schulmeister: „Los Kägeli! Das Leben ist ein Da—“. R.: „Das Leben ist ein Da—“. Sch.: „Nu, Kägeli! Das Läben ist ein Dam—“. R.: „Pf.“ Sch.: „Ganz guet, Kägeli! Das Läben ist ein Dampf.“

Eine große Rolle im Kinder- und Menschenleben überhaupt spielte damals der Hexen- und Gespensterglauben, und es ist heutzutage kaum begreiflich, wie viel in dieser Hinsicht auch in der Mitte des alten Jahrhunderts noch geleistet wurde. Better Kaspar, ein Tagelöhner im väterlichen Hause Jakobs, war auf diesem Gebiete besonders reich mit Material versehen. Der kannte ganz genau die Namen der drei alten Weiber im Dörfchen, die Hexen waren, ebenso die Häuser, in denen Gespenster

spukten. Auch erzählte er, daß er in seinen Jünglingsjahren beim „Blindelibur“ in Wyl bei Uster Knecht gewesen sei. Das sei einer gewesen, der habe zaubern, bannen und Geister prüfen können.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte der kleine Jakob Stutz den Erzählungen Vetter Kaspar's, obschon ihm manchmal aus Furcht und Angst die Haare zu Berge stunden und er sich sogar bei Tag nirgends mehr hinwagte. Oft hat er ihn, noch gräulichere Geschichten zu erzählen, was Kaspar denn auch getreulich tat. Bei solcher Gelegenheit vernahm Jakob, daß sein Götti, Jakob Zucker im Felmis bei Bauma, mit dem Zunamen Hanselis Hansjoggeli, den er außer seiner Mutter am meisten liebte, ein sehr geschickter Zauberer und Schwarzkünstler sei; aber diese Verdächtigung vermochte die Liebe im Herzen des Knaben nicht zu ersticken, den sie wurde fortwährend gespeist durch eine „brave Hefseten“ am Neujahr, und jedesmal, wenn der Pate auf Besuch kam, schob er seinem Patenkinde einen Bierbäzer in die Tasche. „Nur da wurde ich böse auf ihn, und wurde mir angst“, berichtet uns der Selbstbiograph, „als mir jemand sagte, vielleicht habe mich der Götti dem Teufel verpfändet, oder ich müsse vielleicht selbst ein Zauberer oder sonst weiß der Himmel was werden; denn die Kinder erben oft mehr vom Geist des Taufpaten als von den Eltern. Auch wollte man behaupten, ich habe in meinem Wesen viel ähnliches mit dem Götti.“

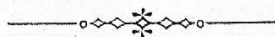
Vetter Kaspar wurde jedoch von der Kindsmagd, Bas Anneli, hinsichtlich der Kenntnis von Hexen- und Gespenstergeschichten noch übertrumpft.

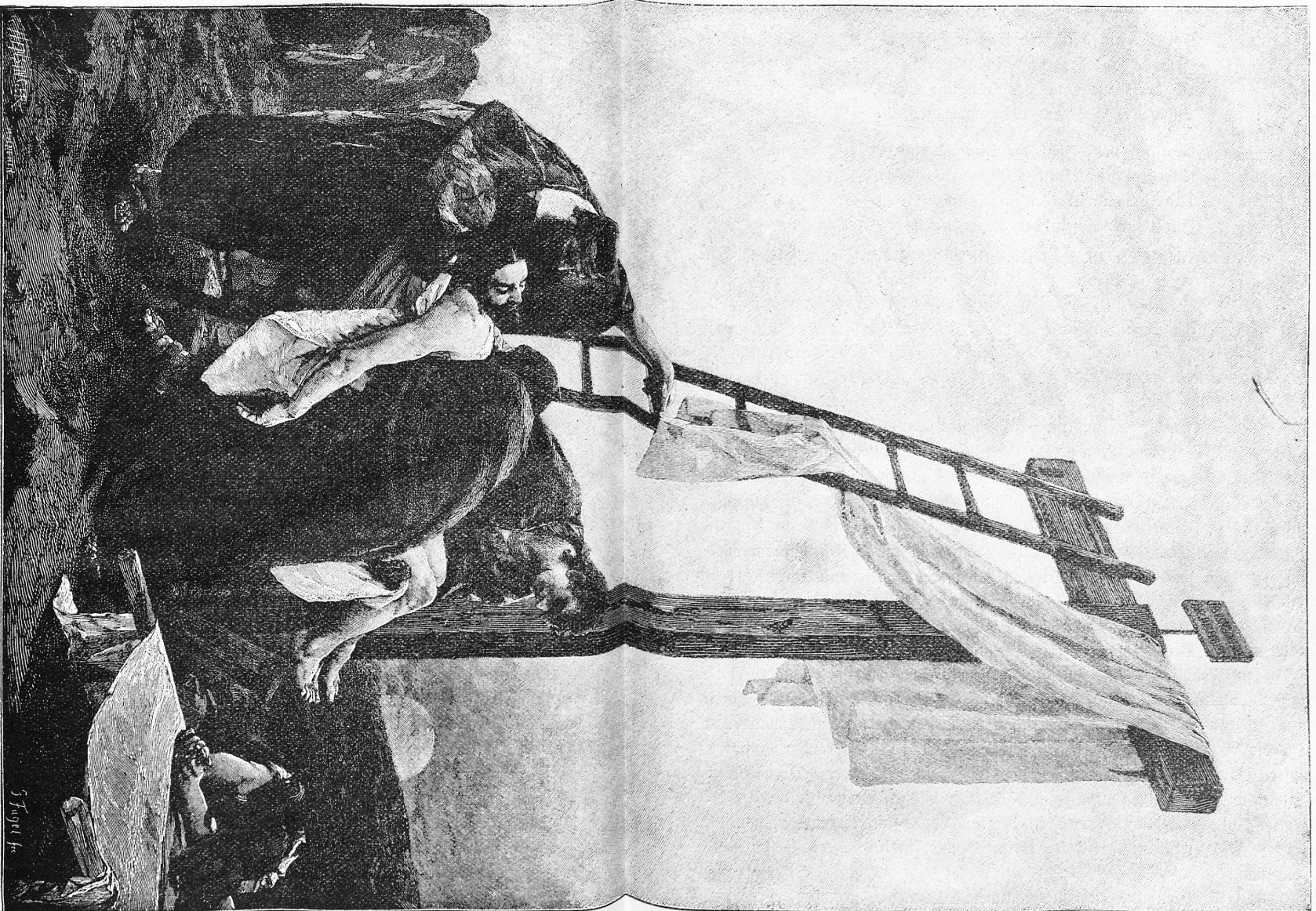
Bas Anneli war eine bucklige Person, die einer rohen Züchtigung des Vaters ihren verwachsenen Körper zu verdanken hatte. Hierüber machte Jakob einmal dem armen Anneli die Bemerkung, da habe der Metti doch eine große Sünde getan. Sie aber erwiderte: „Er meint es nicht, weil in der heiligen Schrift steht, daß man die Kinder züchtigen müsse.“ —

Zu jener Zeit war solche Kinderzucht gäng und gäbe. „Die Früchte hiervon“ meint unser Selbstbiograph, „sind aber nicht besonders gut ausgefallen“.

Bas Anneli kannte in Oberhittnau eine Hexe, die „fülst“ (schlaueste) und die „böst“ (böseste) auf der ganzen Welt, von der sie Entsetzliches zu erzählen wußte.

(Fortf. folgt.)





Vogel: Die Kreuznahme Christi.